

Ottendorfer Zeitung

Lokalanzeiger und Anzeigebblatt für Ottendorf-Okrilla u. Umg.

Erscheinungstage: Dienstag, Donnerstag, Sonnabend. Bezugspreis monatlich 1.10 RM einschließlich Frachtkosten. Im Falle höherer Gewalt (Störungen des Betriebes der Zeitung, der Lieferanten oder der Beförderungsanstalten) hat der Bezugsnehmer keinen Anspruch auf Lieferung oder Nachlieferung der Zeitung oder Rückzahlung des Bezugspreises.



Anzeigenpreis: Die 6 gepaltene mm-Zeile oder deren Raum 5 RM. Alles weitere über Nachschlag usw. laut ausliegender Anzeigenpreisliste. Anzeigenannahme bis 10 Uhr vormittags des Erscheinungstages. Bei fernmündlicher Anzeigenannahme wird keine Gewähr für Richtigkeit übernommen. Bei Konkurs und Zwangsvergleich erlischt jeder Rückzahlungsanspruch.

Diese Zeitung veröffentlicht die amtlichen Bekanntmachungen der Gemeinde-Behörde zu Ottendorf-Okrilla und des Finanzamtes zu Radeberg.
Hauptredaktion: Georg Kühle, Ottendorf-Okrilla — Vertreter: Hermann Kühle, Ottendorf-Okrilla — Verantwortlich für Anzeigen u. Bilder: Hermann Kühle, Ottendorf-Okrilla
Postfachkonto: Leipzig 29148. Druck und Verlag: Hermann Kühle, Ottendorf-Okrilla. Girokonto: Ottendorf-Okrilla 136.

Nummer 29

Fernruf: 231

Sonnabend, den 6. März 1937

D. V. N.: 302

36. Jahrgang

Amtlicher Teil.

Öffentliche Erinnerung z. Steuerzahlung.

An die am 10. März 1937 fällig werdenden Umsatzsteuervorauszahlungen für Monotonzahler und Einkommen- und Körperschaftsteuervorauszahlungen sowie an die am 5. März 1937 fällige Lohnsteuer wird öffentlich erinnert.

Nach §§ 1, 2 des Steuergesetzes vom 24. 12. 1934 ist bei nicht rechtzeitiger Entrichtung der Steuerzahlung mit dem Ablauf des Fälligkeitsjahres ein Säumniszuschlag in Höhe von 2 v. H. des Steuerbetrages vermindert. Bisher nicht entrichtete Beträge werden nebst Säumniszuschlag vom 12. März 1937 ab durch Zwangsvollstreckung eingehoben werden.

Finanzamt Radeberg, am 3. März 1937.

Örtliches und Sächsisches.

Ottendorf-Okrilla, am 6. März 1937.

Verdunklungsübung in Ottendorf-Okrilla

- Die genaue Zeit der Uebung wird am Tage vorher durch die Zeitung und am Uebungstage durch Sirenen und Dampfpeisen bekannt gegeben.
- Auch während der für Städte angelegten „eingeschränkten Beleuchtung“ ist bei uns vollständige Verdunklung.
- Der Strassenverkehr hat während der Uebung zu unterbleiben. Die Eltern sind für ihre Kinder verantwortlich.
- Es soll nicht etwa die Beleuchtung abgestellt, sondern in jeder Wohnung mindestens ein Raum lichtdicht abgedunkelt werden. Die Luftschutzhilfsdienste haben diese Maßnahme durch Hausbesprechungen vorher sicher zu stellen.
- Die Abblendung erstreckt sich auch auf Hinterfronten und Nebengebäude; besonders ist auf Treppenhäuser und Warte zu achten. Für Notbeleuchtung eignen sich blaue Lampen. Jalusien sind nicht genügend lichtdicht. Für Gaststätten und Geschäftseingänge sind Rückschlüssen anzulegen.
- Die Durchführung der Verdunklung wird durch Polizei, SA und Luftschutz überwacht. Kontrollfahrzeuge haben blaues Licht.
- Der Schluss der Uebung wird durch die gleichen Warngeräte wie bei Beginn bekannt gegeben.
- Von der gesamten Bevölkerung wird für die Durchführung der Uebung Verständnis und Disziplin erwartet.

Der Luftschutzführer.

Vorauszahlungen: Auf die im amtlichen Teil erscheinende Aufforderung zu Steuervorauszahlungen wird aufmerksam gemacht.

Der heutigen Ausgabe liegt ein Werbeprospekt über das „Heumann Heilmittel-Buch“ bei. Wir empfehlen diese Beilage der Beachtung unserer Leser.

Mündert nicht die Weidenfärschen!

weil sie die Obstternte vergrößern helfen!

Mancher Leser wird erstaunt fragen, wieso und warum eine solche Ueberschrift über einem Hinweis in der Zeitung stehen kann. Haben unsere Eltern und Voreltern seit langer Weidenfärschen als Zeichen des kommenden Frühjahrs nicht auf den Tisch gestellt? — Aber unterdessen ist etwas Neues in unser Volk hineingefallen: das Wissen um die Notwendigkeit, aus eigener Kraft leben zu sollen. Dazu sollen die Weidenfärschen mitwirken? Ja! Sie sollen mitwirken! Es fehlt uns nämlich an genügend deutschem Obst, so daß wir fremdes Obst kaufen müssen; das kostet uns viele Millionen an Devisen. Gibt es aber nicht Rätchen, also Salweiden, Pappel, Erle, Haseln usw., die man finden die Weiden im März und April genügend Nahrung. Durch den Flug der Weiden erfolgt die Vermehrung der Obstbäume, so daß ein großes Vermehrungs- und Samen entstehen kann. Die Frucht wird groß, farbig und wohlschmeckend und hängt an einem leuchtigen Stiel. — Also schütz den Rätchenstrauch, damit die Weiden im März und im April nach langer Winterzeit durch sie eine reiche Vermehrung der Obstbäume erhalten kann. Wenn es nicht aus dieser Einsicht geschieht, dann mögen die haben Strafen, die gegen Weidenfärschen ausgesetzt sind, abwarten.

Sonderzüge zur Reichsnährstandsausstellung in München

Zur 4. Reichsnährstandsausstellung in München, die vom 30. Mai bis 6. Juni stattfindet, verkehren von Sachsen aus mehrere Sonderzüge, deren Fahrt, wie folgt, verläuft: Erster Tag: Fahrt nach München, zweiter Tag: Besuch der Ausstellung, dritter Tag: Fahrt nach Garmisch, vierter Tag: Besuch von Nürnberg und des Varteltalgebietes — Rückfahrt am Abend. Der Fahrpreis ab Dresden für diese Sonderzüge einschließlich dreimaliger Uebernachtung in Einzelquartieren mit Frühstück beträgt etwa 30 Mark. Näheres ist bei der Landesbauernschaft Sachsen zu erfahren.

Zur Arbeit über Hauschlachtungen

Die vor einigen Tagen veröffentlichte Bekanntmachung bezieht sich nur auf diejenigen Hauschlachtungen, die einer Genehmigungspflicht unterliegen. Um Irrtümer zu vermeiden, wird darauf hingewiesen, daß eine Genehmigung nicht erforderlich ist, wenn 1. derjenige, der die Hauschlachtung vornehmen will, bei der Hauschlachtung vorgesehene Schwein mindestens drei Monate selbst gehalten und gefüttert hat, oder 2. die Hauschlachtung auf Grund eines Deputates, Altsenteils oder ähnlichen Vertrages erfolgt.

Anmeldung zur Gartenmeisterprüfung

Anmeldungen zur Gartenmeisterprüfung haben spätestens bis 31. März bei der Landesbauernschaft Sachsen, Dresden-A., Sidonienstraße 14, zu erfolgen. Die Gartenmeisterprüfung ist die Voraussetzung für die Befugnis, Gärtnerlehrlinge auszubilden zu dürfen. Auskunft erfolgt durch die Landesbauernschaft Sachsen.

Dresden, Wehrmacht-Großkonzerte für das R. W. Am 11. und 17. März veranstaltet die Kommandantur Dresden am 11. und 17. März Wehrmacht-Großkonzerte im großen Saal des Ausstellungspalastes, und am 14. und 21. im Gewerbehaus, Otto-Allee. Die Konzerte, die um 20 Uhr beginnen, werden ausgeführt von dem Musikkorps des Stabes Infanterie-Regiment 10 und dem Infanterie-Regiment 52, des Trompeter-Korps Artillerie-Regiment 4, dem Stabsmusikkorps im Luftkreis III und den Spielmannen des Infanterie-Regiments 10. Den Ausklang der Konzerte bildet jedesmal der Große Poppenstreik.

Dresden, Rotkreuzmann erhält die Rettungsmedaille. Dem zur Sanitätskolonne Großbrennerei des Roten Kreuzes gehörigen Gruppenführer Johann Elze verlieh der Führer und Reichsanführer die Rettungsmedaille am Band. Elze hatte unter Einwirkung seines Lebens einen Flugzeugführer, der in die Führerkabine eingeklemmt und schwer verletzt worden war, aus dem brennenden Flugzeug herausgeholt und rettete ihn damit vor dem Verbrennen.

Leipzig, Vier Schwerverletzte an einem Tag. Auf der Kreuzung der Halleschen und Breitenfelder Straße stießen ein Personenkraftwagen und ein Lieferkraftwagen zusammen. Dabei wurde der 50 Jahre alte Karl Grabowski aus Hannover und ein 15-jähriges Mädchen von dem Personenkraftwagen angefahren; sie mußten ins Krankenhaus gebracht werden. An der Dreifinden-, Ecke Frankfurter Straße fuhr ein Kraftwagen in ein Motorrad, Fahrer und Beifahrer des Kraftwagens wurden hierbei verletzt. Als schwer verletzt mußte in den Abendstunden eine 26 Jahre alte Frau ins Krankenhaus gebracht werden, die auf dem Anknüpfplatz von einer Straßenbahn angefahren wurde. Als viertes Schwerverletztes Opfer ist die 38 Jahre alte Ehefrau Ottilie Steinbichl aus Köln ins Krankenhaus gebracht worden, die bei einem Zusammenstoß zwischen einem Personenkraftwagen und einem Straßenbahnzug verunglückte.

Waldheim, Arbeitsaufträge aus Mittelamerika. Den fleißigen Anwertern ist es gelungen, in scharfem Wettbewerb zwei bedeutsame Aufträge aus Mittelamerika der deutschen Wirtschaft zu sichern. Es handelt sich um die Einrichtungen für zwei große Lichtspieltheater in Kingston (Jamaika) und Trinidad. 3000 Klappstühle haben bereits den Weg nach Übersee angetreten.

Plauen, Fünf Schwerverletzte. Auf den verkehrsreichen Straßen der Umgebung gerieten mehrfach Kraftwagen in den Straßengraben. Auch kam es zu Zusammenstößen — so auf Wehbachter und Lauterbacher Platz, wobei ein Kraftwagen aus Röhbach und ein Norweger so schwer verletzt wurden, daß sie Krankenhäusern zugeführt werden mußten. Auf der Eisterberger Straße prallte ein mit vier Personen besetzter Kraftwagen mit einem Landpostkraftwagen zusammen. Drei Insassen des Personenkraftwagens wurden schwer verletzt und fanden im hiesigen Krankenhaus Aufnahme.

Plauen, Sämtliche Beamte in der NSD. Dank der Arbeit der Ortsleiter, Nachschaffswalter und Vertrauensmänner des Reichsbundes und der Unterstützung der Behördenvorstände ist es gelungen, sämtliche Berufs kameraden des Kreises Plauen für die NS-Volkswirtschaft zu gewinnen.

Bad Eger, Opfer eines Verkehrsunfalls. Hier wurde der 68 Jahre alte Karl Wolfram aus Zohl in der Adorfer Straße von einem Personenkraftwagen angefahren. Mit inneren Verletzungen und einem Beinbruch fand der Verunglückte Aufnahme in einer Klinik, in der er starb.

Görlitz, Kämpfer von 66 und 70/71. In Rosdorf bei Reichenbach konnte der Renner Julius Seidel seinen 99. Geburtstag in leidlicher Gesundheit feiern. „Vater Seidel“ machte die Kriege 1866 sowie 1870/71 mit und ist der älteste aller noch lebenden Kriegsveteranen in der Oberlausitz. Anlässlich seines Ehrentages wurden ihm vom Ruffhäuserbund und der Kriegerkameradschaft seines Heimatortes große Ehrungen zuteil.

1000 Rundgebungen in Sachsen

„Unser Wille: Deutschlands Stärke!“

Unter dem Leitwort „Unser Wille: Deutschlands Stärke“ werden vom 9. bis 19. März im Gau Sachsen tausend von der NSDAP veranstaltete Rundgebungen stattfinden. In diesen Rundgebungen soll das gewaltige Aufbauprogramm der Bewegung der sächsischen Bevölkerung nahegebracht werden. In fast allen Ortsgruppen werden Rundgebungen durchgeführt werden. Führende Männer der Bewegung, so Reichsstatthalter und Gauleiter Rutschmann, der sächsische Minister für Wirtschaft und Arbeit, Bentz, und Innenminister Dr. Fritsch haben sich in den Dienst der Ausklärung gestellt und werden in einigen Rundgebungen sprechen. Insgesamt werden 240 Reichs-, Stütztrupp-, Gau- und Kreisredner in der kommenden Woche eingesetzt.

Der Plan für diese große Ausklärung sieht folgende Rundgebungen vor: am 9. März in Zöbichau 25 Rundgebungen, in Baunach 30, in Plauen 35, am 10. März in Jitzau und Romsdorf je 30, in Radeberg 21; am 11. 3. in Döbeln 20, in Dippoldiswalde 35, in Birna 50; am 12. März in Leipzig 70; am 13. März in Rochitz 45, in Rohna 17, in Grimma 34; am 14. März in Döbitz 21; am 15. März in Großenhain 40, in Döblich 1, 2, 20, in Reichenbach 25; am 16. März in Riesa und Glauchau je 43, in Stollberg 27; am 17. März in Zwickau 81; am 18. 3. in Freiberg 44, in Marienberg 40, in Annaberg 36; am 19. März in Dresden 75 Rundgebungen.

Entrümpelt Landschaft und Dorf!

Aufruf des Landesbauernführers

Landesbauernführer Rörner richtet folgenden Aufruf an die sächsischen Bauern und Landwirte:

„Der Beauftragte für den Vierjahresplan, Ministerpräsident Generaloberst Göring, hat die Durchführung einer Aktion angeordnet, die unter der Parole „Entrümpelung von Landschaft und Dorf“ steht. Die Organisation wird von der Reichsarbeitsgemeinschaft Schadenverhütung im enghen Einvernehmen mit der Landesbauernschaft und dem Rohstoffproduktionsgewerbe durchgeführt. Ihr werdet durch eure Ortsbauernführer nähere Richtlinien erhalten, wie diese Sammlung auf dem Land vor sich gehen wird. Untertue Euch bereitwillig und gern dieser für das ganze Volk so wichtigen Aufgabe! Wenn Ihr hiermit zur Mitarbeit an der Lösung der wichtigen Rohstofffrage aufgefordert werdet, dann geschieht das im Vertrauen auf Euer Verständnis für eine außergewöhnliche Maßnahme, die eine außergewöhnliche Zeit erfordert.“

Brade zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt

Die Verhandlung vor dem Schwurgericht Plauen gegen den 36 Jahre alten Ernst Emil Brade aus Zöbichau wegen Mordes an dem Kriminalkommissar Köhler in Zöbichau bei Pulsnitz am 13. Juli 1927 endete mit dem Freispruch des Angeklagten, weil ihm der Mord nicht einwandfrei nachgewiesen werden konnte, trotzdem starke Verdachtsgründe gegen ihn vorliegen. Für die mehrfachen schweren Einbruchsdiebstähle in der Lausitz wurde Brade zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt.

Sieben Monate für Fahrerkraut

Das Leipziger Landgericht verurteilte den 32 Jahre alten Walter Gnaul aus Leipzig wegen fahrlässiger Körperverletzung und Fahrerkraut zu sieben Monaten Gefängnis. Der Angeklagte hatte am 20. Dezember 1936 mit einem Mädchen, das er in einer Leipziger Gaststätte kennenlernte, einen Ausflug nach Ehrenau unternommen. Auf der Rückfahrt fuhr er beim Ausweichen eines entgegenkommenden Wagens zu weit nach rechts. Vermutlich durch seinen Fahrgast abgelenkt, überfuhr Gnaul einen Schwerkranken, der im Feld ein Bein verlor. Der Wagen erlitt den Fuhrpänger, der infolge des Unfalls jetzt mit einem Oberschenkelbruch des anderen Beines im Krankenhaus liegt. Ohne sich um den kranken Krankenverletzten zu kümmern, war Gnaul, der übrigens Familienvater ist, einfach weitergefahren. Ein Fuhrpänger hatte das Erkennungszeichen gelesen, so daß der verantwortungsvolle Kraftfahrer verhaftet werden konnte.



Französische Ruhestörungen in Marokko.

Salamanca, 4. März. Die spanische Nationalregierung hat an die Signatarmächte der Algier-Verträge eine Note gerichtet, in der sie auf Maßnahmen an der Grenze von Französisch- und Spanisch-Marokko hinweist.

Diese Maßnahmen, so heißt es in der Note, hätten den Zweck, Ruhestörungen in Spanisch-Marokko herbeizuführen, damit so amtliche Stellen von Französisch-Marokko unter dem Vorwand der Wiederherstellung der Ordnung und der Vermeidung eines Uebergreifens der Gefahr auf französische Stämme in die spanische Zone einmarschieren lassen könnten, wodurch die internationalen Verträge verletzt und eine gefährliche Lage für den Frieden Europas geschaffen werden würde.

In der Note heißt es u. a.: „In diesen Tagen verstärken sich die

Manöver zur Provokation eines Aufstandes unter den spanischen Stämmen.

Wenn wir auch eine entsprechende Antwort auf jeden Angriffsvorstoß im Gebiete des marokkanischen Protektorats bereithalten, so stellen wir jedoch fest, daß die Haltung der amtlichen Stellen der französischen Volksfront eine flagranten Verletzung von Geist und Buchstaben der Verträge vom 30. März und 27. November 1912 darstellen, die Frankreich und Spanien die Herstellung von Frieden und Ruhe in Marokko übertragen haben.

Die spanische Nationalregierung sieht sich veranlagt, sich an die Signatarmächte der Algier-Verträge zu wenden, auf der trotz späterer Verträge das internationale Regime von Marokko ruht, damit sie in aller Eile eine internationale Kommission ernennen, die die spanische Zone besuchen, an Ort und Stelle die Ruhe und den Frieden, die im spanischen Protektoratsgebiet herrschen, feststellen und sich von den angeführten Maßnahmen überzeugen soll.

Damit soll vermieden werden, daß im französischen Protektoratsgebiet und in der Tanger-Zone jene Manöver durch kommunistische Politik auf dem Wege über ähnlich geartete Regierungen den Weltfrieden bedrohen. Wir zweifeln nicht daran, daß der Londoner Nichteinmischungsausschuß, der sich so sehr für den europäischen Frieden interessiert, sofort Maßnahmen treffen wird, um solchen verbrecherischen Manövern zu steuern, die dem Zweck der Anwesenheit Frankreichs in Marokko und den Vereinbarungen zur Nichtmischung in spanische Angelegenheiten entgegengekehrt sind.

Noch immer Rüstungsausdrücke im Unterhaus.

London, 4. März. Die dritte Lesung des Gesetzes über die Rüstungsausdrücke gab am Donnerstag dem Unterhaus erneut Anlaß, zu außen- und wehrpolitischen Fragen Stellung zu nehmen.

Erster Redner war Winston Churchill, der als alter Rüstungspostel das neue Wehrprogramm natürlich rückhaltlos billigte. Er erwähnte die Regierung nur, dieses Programm nur ja strikt einzuhalten, wobei er gewohnheitsgemäß die europäische Lage in düsteren Farben malte und auch hinsichtlich der Wiederaufrüstung Deutschlands nicht mit Uebertreibungen sparte.

Nach einer kurzen Stellungnahme des Konservativen Lordus zur Preisentwicklung griff der Abgeordnete der unabhängigen Arbeiterpartei Maxton das Rüstungsprogramm scharf an, von dem er zunächst erklärte, daß es den Lebensstandard der Arbeiterschaft herabdrücke. Maxton behauptet weiter, daß die Arbeitermassen nicht hinter dem Rüstungsprogramm der Regierung stünden, sondern es bekämpften.

Die konservative Abgeordnete Lady Astor betonte, der Völkerbund sei von politischen Mächten mißbraucht worden und von seiner Macht mehr als von Frankreich. Wenn England jene Fehler hätte beseitigen

Wie Frankreich seine Kolonialvölker bei der Stange halten will.

„Brüderlichkeit aller menschlichen Rassen.“

Paris, 5. März. Zu Ehren des Regierabgeordneten der französischen Kammer, Gratien Candace (Guadeloupe), der gerade sein 25jähriges Jubiläum als französischer Volksvertreter feiert, wurde in Paris ein Festessen veranstaltet, an dem als Vertreter der französischen Regierung der Kolonialminister Moutet teilnahm. Dabei erklärte Moutet in einer Ansprache, daß diese Feier das Fest der großen französischen Familie sei. In der Person Candaces grüße man das Volk Frankreichs selbst. Candace sei das Symbol der Einigkeit der Rassen in dem gleichen Vaterland.

Namens der Regierung und der Anwesenden richtete der Kolonialminister dann „brüderliche Grüße“ an alle Einwohner des französischen Kolonialreiches.

Der ehemalige Ministerpräsident Albert Sarraut feierte in Candace das lebende Symbol des Kolonialreiches Frankreichs. In seiner Rede fehlte es nicht an Angriffen gegen Deutschland und Italien. Nachdem er sich gegen die deutsche Rassenlehre gewandt hatte, die er als „grausam“ bezeichnete, erklärte er u. a., daß ein „Diktator der jenen ein Kolonialweltreich erobert habe“, jede Vermischung, jede gefühlsmäßige und eheliche Verbindung zwischen der Erobertrasse und den Eingeborenen verbiete. Und dies werde in der „Heiligen Stadt der Christenheit“, wenige Schritte von dem Hause des Vikars Christi, der die „Brüderlichkeit aller menschlichen Rassen“ gepredigt habe, verkündet. Wieviel schöner ist doch Frankreich, rief Sarraut aus, dieses große und edle Frankreich, das alle seine Kinder mit der gleichen Liebe umfängt (!).

Nach diesen Worten tauschten Sarraut und der Regier unter dem begeisterten Beifall der Anwesenden Umarmung und Kuß. Der ehemalige Ministerpräsident Herriot, der Präsident der Abgeordnetenkammer, sprach mit Stolz davon, daß in Frankreich die höchsten Stellen von Regern besetzt werden können und überbrachte den Regierbrüdern von Guadeloupe und Martinique sowie in allen Kolonien die Grüße der französischen Volksvertretung. Er schloß seine Rede mit den Worten: „Ich erkläre am heutigen Abend, daß wir euch alle sehr lieben.“

können, so würde Deutschland heute noch im Völkerbund sein und die Dinge würden viel besser stehen. Daran sei England aber von Frankreich gehindert worden. Man spreche von Deutschland immer als von dem „Großen Angreifer“. Der wirkliche Uebelstand aber sei der, daß England viel zu sehr den Fußtapsen Frankreichs gefolgt sei.

Die Ansprache wurde von Schatzkanzler Neville Chamberlain abgeschlossen, der nochmals den Regierungsstandpunkt darlegte. Die Ansprache habe gezeigt, daß im Unterhaus die Notwendigkeit der Aufrüstung allgemein anerkannt werde. Zur Frage der kollektiven Sicherheit führte Chamberlain aus, wenn man annehme, daß andere Nationen England, falls es angegriffen würde, unterstützen würden, so müsse man auch zugeben, daß England in einem ähnlichen Falle anderen Ländern gegenüber ebenso handeln müßte. Das würde eine Fülle neuer Verpflichtungen bedeuten, die England jetzt nicht habe. Das Schlagwort kollektive Sicherheit wird ständig dahin ausgelegt, als ob, wenn England die kollektive Sicherheit nur mit unterstütze, es sich viele Rüstungen ersparen könnte. Keiner Meinung nach aber bedeutet das nicht eine Abnahme der Rüstungen, sondern einen Zuwachs. Die Rüstung, so sagte Chamberlain, gelte nur für eigene Sicherheit und England werde froh sein, bei Aufrechterhaltung der eigenen Sicherheit den Rüstungsstand herabsetzen zu können.

Salamanca, 5. März. Der Heeresbericht aus Salamanca meldet, daß am Donnerstag keine wesentlichen Kampfhandlungen an den verschiedenen Fronten stattgefunden haben.

Immer mehr Ueberläufer melden sich bei Francos Truppen.

Toledo, 5. März. (Vom Sonderberichterstatter der DNB.) In Toledo trafen 50 Zivilisten mit Frauen und Kindern ein, die die nationalen Linien an der Toledofront überschritten hatten. Sie erklärten übereinstimmend, daß sie das Leben in den von den Bolschewisten terrorisierten Dörfern nicht länger aushalten konnten. Die Bolschewisten beschlagnahmten in den noch unter ihrer Tyrannei stehenden Gebieten sämtliche Nahrungsmittel und lassen der Zivilbevölkerung nicht einmal das allernotwendigste zum Leben. Auch bei den bolschewistischen Milizen läßt die Kampfbereitschaft immer mehr nach. So haben an der Toledofront verschiedene die Soldner Moskauer in die nationalen Gräben herübergerufen, daß sie nur noch solange Widerstand leisten würden, wie Madrid sich in bolschewistischen Händen befände. Am Tage der Einnahme der Hauptstadt würden alle verpönten bolschewistischen Haufen zu den nationalen Truppen überlaufen. Diese Aussage stimmt mit den Erklärungen bolschewistischer Milizen heute an anderen Fronten überein.

Das Lebensmitteldepot der Internationalen Roten Hilfe in Madrid gestürmt.

Aus Madrid wird gemeldet, daß das Lebensmitteldepot der Internationalen Roten Hilfe in der Nacht zum Donnerstag völlig ausgeraubt worden sei. In Zusammenhang damit sollen Verhaftungen in den Kreisen der Anarchisten vorgenommen worden sein.

Deutscher kameradschaftlicher Freundschaftsbeweis.

Berlin, 5. März. Von der spanischen Nationalarmee General Francos sind zwei schwerverwundete blinde, schone Offiziere der Fremdenlegion mittels Flugzeug nach Deutschland befördert worden. Sie befinden sich seit einiger Zeit in fachärztlicher Behandlung und sind in einer Berliner Klinik untergebracht. Im Einvernehmen mit dem Auswärtigen Amt hat der Deutsche Reichskriegs- und Luftfahrtminister die Pflegschaft über diese beiden spanischen Kameraden übernommen. Für diesen Akt kameradschaftlicher Nächstenliebe hat der spanische Botschafter in Berlin seinen innigstgefühlten Dank an den Bundesführer, SS-Brigadeführer Oberst a. D. Reinhard, übermittelt.

Griechischer Petroleumdampfer in Brand.

Ungewißheit über das Schicksal der Mannschaft.

Paris, 5. März. „Paris Soir“ meldet, daß der griechische Petroleumdampfer „Lusia“, der am Donnerstag morgen von Port Vendres ausgelaufen sei, im Mittelmeer bei Kosas auf eine Treibmine gestoßen sei. Das Schiff mit seiner Ladung, 3000 Tonnen Benzin, geriet sofort in Brand. Die Lage für den „Lusia“ war dadurch besonders bedrohlich, daß der Dampfer keine Funkanlage besaß und nicht Hilfe herbeirufen konnte. Schließlich eilten aber einige in der Nähe befindliche Schiffe dem Dampfer zur Hilfe. Ob es ihnen gelang, die Besatzung, die aus 24 Mann besteht, zu retten, ist bis zur Stunde nicht bekanntgeworden.

Tote und verletzte Besatzungsmitglieder des griechischen Dampfers „Lusia“ geborgen. — Das Schiff gesunken.

Wie weiter gemeldet wird, sollen von der Besatzung des in den spanischen Rüstungswässern auf eine treibende Mine gelaufenen griechischen Tankdampfers „Lusia“ bisher von den Rüstungsbewohnern zwei Leichen und mehrere Verletzte geborgen worden sein. Man vermutet, daß der größte Teil der Besatzung mit dem Schiff, das sofort nach der Explosion gesunken ist, umgelommen ist. Genauere Angaben über die Zahl der Opfer fehlen jedoch noch.



ROMAN VON ROLF BRANDT

Der Regierungsrat Hilpert sah an diesem Tisch, und er zitierte die Stelle korrekt und ohne Stoden: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“

Professor Dehnhart bekam einen großen Sachanfall: „Kinder, wenn das nicht ein deutscher Tisch ist...!“

Es war wirklich ein abenteuerliches Bild, dieser große Speisesaal des Imperial Hotel, in dem alle Plätze besetzt waren; auch die sehr große und breite Veranda, die nach dem Golfplatz führte, war voll von Gästen. Der gaunersche Oberkellner strahlte vor Wichtigkeit. Lautlos und schnell bedienten die Schwarzen, alle in weißen, neuen Gewändern. Die Damen hatten leichte Sommerkleider an, aber viele, die im Auto von den Farmen gekommen waren, trugen, wie die Männer, kurze Hosen, die kaum bis zu den Knien gingen. Die Herren hatten europäische Anzüge, sie trugen Akbasi, das verwaschen und schon schlecht war, mit unzähligen Taschen und kurzen Hosen, sie trugen weiße, frisch gebügelte Tropenanzüge und, wie die Damen, jedes Schmuckstück, vom hohen Reithelm bis zum weißen Halbschuh, aus Gazellenleder.

Die Passagiere des Zeppelins sahen zum größten Teil noch zusammen. Sie fühlten sich wie Menschen aus einer Familie, die plötzlich zwischen lauter Fremde kommen. Außerdem, sie waren alle für diese Männer und Frauen aus der afrikanischen Einsamkeit wie Schaustücke aus Europa. Die Geschichte über die Ereignisse des Sturmes auf dem Viktoriasee ging schon jetzt maßlos übertrieben von Tisch zu Tisch. Da man einen Helden bewunderte, wurden die Kühnheit und der Opferwille des Hauptmanns von Granville in jedem Gespräch gesteigert. Es war sehr gut für Friedrich von Granville, daß er um diese Zeit in Entebbe sah, er hätte sich bei dem Lunch im Imperial Hotel viel ärgern müssen.

Nach der Vorspeise erschien Dr. Hartlieb mit einem Teil der Offiziere. Die ersten Untersuchungen des Luftschiffes waren an diesem Vormittag beendet worden, und man hatte mit Nairobi telephoniert; es stand fest, daß man wahrscheinlich in etwa sechs bis sieben Tagen weiter-

fahren könnte, vorausgesetzt, daß man vor neuen Wetterattacken, während das Schiff am Mast lag, sicher blieb.

Dr. Hartlieb hatte jetzt gar zu gerne ein paar politische Worte gesprochen. Es war eine Leidenschaft von ihm, von der gemeinsamen Arbeit der Deutschen und der Engländer und von dem ostafrikanischen Problem zu reden. Aber er hatte seine vielen Erfahrungen gemacht. Er sagte nur, er hoffe, daß dieses Ereignis bald eine gewohnte Erscheinung sein würde; er hoffe, daß der Zeppelin zweimal monatlich, einmal auf der Hin- und einmal auf der Rückreise, hier dicht am Äquator haltmache, um Post und Passagiere zu landen. „Europa ist näher gekommen oder, um es richtiger zu sagen, Europa und das innerste Afrika, nach vor hundert Jahren ein unbekanntes Stück Erde, sind nicht mehr als hundert Stunden voneinander entfernt.“

Schließlich bat Dr. Hartlieb die Passagiere, so freundlich zu sein, nach dem Essen mit ihm eine Tasse Kaffee im Raucherzimmer zu trinken; er wüßte einige Mittelungen zu machen.

Auf den Juruf von Franjebn: „Wie lange, Doktor?“ rief er: „In noch nicht acht Tagen geht's weiter!“ Daraufhin begann an allen Tischen ein Regen von Einladungen: nach dem Kibo, nach dem Mount Kenia, nach Nairobi, zu einer Rundfahrt auf dem Viktoriassee, nach Jinja zu den Riponfällen. Die Passagiere hätten ein Jahr lang damit zubringen können, nur den Einladungen dieses einen Mittags zu folgen.

Darüber war man sich allerdings klar, daß die Stadt Kampala, so groß ihr äußeres Bild war, eine greuliche Angelegenheit sei. Noier Staub wehte über alle Straßen, eine kleine, kümmerliche Gartenanlage mit einem Denkmal für die im Weltkrieg auf englischer Seite gefallenen Wagondaschützen, eine steile Straße in ein laubiges Tal, an der zu beiden Seiten indische Läden lagen, an der Hauptstraße, die schließlich zwischen Regenhütten und Bananenbainen weiterzog, ein paar größere Häuser, ein richtiges Kaufhaus mit drei großen Schaufenstern und zwei Etagen. Ein prachtvoller Golfplatz mit wunderschönem Rasen und einem angenehmen Klubheim. Sieben Hügel, dazwischen tiefe Täler, sechs Kirchen. Darüber eine leuchtende Glut. Darüber eine unbarmherzige Sonne mit weißem Licht, wie ein mit Riesenenergien geladener Mond. Kein Weiser auf den Straßen, nur Jnder und Schwärze. Autofaust, roter Autofaust. Auf dem Hügel, ganz für sich, das Villenviertel der Engländer. Ein paar

Tennisplätze, ein europäisches Krankenhaus, eine sehr kleine Kapelle für die Europäer.

Die große Sehenswürdigkeit der Waganda, die Grabvoma des großen Mtesa, hatten die Passagiere noch nicht gesehen.

Dinah Sage legte, wie sie es gern tat, ihre kleine feste Hand auf den Arm von Brausewetter: „Du hast es gewollt, wir nehmen hier Urlaub. Besorge ein Futo, mit fahren nach Rubendi. Wir nehmen einen Schwarzen mit als Führer. Hier ist der Schlüssel zu dem Kasthaus, ich habe ihn gestern bekommen. Es wird niemand anders dort sein. Es soll wie ein Traum und einsam dort sein.“ Brausewetter erschrak fast. „Dinah, es besteht kein Versprechen von dir.“

„Man muß nicht mehr darüber reden“, sagte Dinah Sage. „Du hast auf dem Schiff einmal gesagt, ich solle bedenken, das Leben sei kurz, auch für andere.“ Sie schien noch etwas sagen zu wollen: „Man muß es nicht gereden, Frig Brausewetter. Hier hast du den Schlüssel, besorge das Auto, und was sonst noch richtig ist, du vertrittst das ja, um vier Uhr fahren wir. Man kann die Nacht durch fahren. So, und nun erabale mir, bitte, etwas ausführlich von deiner Audienz beim Kabaka!“

„Ich habe zwanzig Zeilen story für dich gegeben“, sagte Brausewetter.

„Ich weiß, ich finde sie begeistert“, sagte Dinah Sage. „Es wurde ein Fisch aus dem Viktoriassee serviert, der hatte rosafarbene Fleisch. Der Baron von Franjebn geriet über diesen Fisch geradezu außer sich. Er behauptete, er schmecke besser als Hummer.“ Wenn der Zeppelin tatsächlich zweimal im Monat hier durchfährt“, sagte er zu Edith Morley, „meine liebe Edith, dann, muß ich Ihnen sagen, daß sich die Reise gelohnt. Ich verstehe nicht, daß es hier keine Konervenfabriken gibt; der Fisch ist unbeschreiblich gut.“

Edith Morley lächelte, so wie Sieger lächeln: „Ja, mein Lieber: Mache nur wieder deine paar Millionen aus diesem vorzüglichen Fischfleisch! Ich kann dir übrigens damit du siehst, wieviel Interesse ich in Wirklichkeit für alle deine Unternehmungen habe, erzählen: Mir hat deine vormittag ein sehr netter junger Engländer mitgebracht, daß es bei Jinja eine ganz besondere Art von Bananen gäbe. Es gibt ein paar große Haine dort, die tragen doppelt so große wie gewöhnliche Bananen von rosaroter bis dunkelroter Farbe; sie schmecken nach Ananas.“

(Fortsetzung folgt.)



Unerhörte Frechheit!

Jüdischer Oberbürgermeister in USA beschimpft den Führer.

Neuport, 4. März. Der durch seine Deutschfeindschaft seitdem bekannte jüdische Oberbürgermeister Laganardias, dessen Reden schon mehrfach nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt unliebbares Aufsehen erregten, hat sich wieder einmal bewogen gefühlt, eine Rede zu halten, die eine Spitzenleistung auf dem Gebiete verwegener Frechheit darstellt.

Vor rund tausend Frauen der Frauenabteilung des amerikanischen jüdischen Kongresses beschuldigte er Deutschland, daß es versuche, den Weltfrieden zu zerstören. In dem für die Weltausstellung vorgeschlagenen Gebäude der Vereinigten Staaten werde er eine Schredenkammer einrichten, in der als Höhepunkt die Figur jenes braunhemdigen Fanatikers gezeigt werde, der jetzt den Weltfrieden bedrohe.

Protestschritt der Deutschen Botschaft.

Washington, 4. März. Die Deutsche Botschaft hat am Donnerstag im Staatsdepartement gegen die geringen Ausführungen von Laganardias Protest erhoben.

Staatssekretär Hull wurde nach dem deutschen Protest von Journalisten über den Stand der Angelegenheit befragt. Er erklärte, er werde sofort feststellen lassen, ob die Zeitungsmeldung den Tatsachen entspreche. Selbstverständlich sei es bedauerlich, wenn ein Bürger der Vereinigten Staaten, gleichgültig was er über die Innenpolitik eines anderen Landes denke, Äußerungen tue, die als Beleidigung der Regierung eines anderen Landes ausgelegt werden könnten. Hull wird sich, wie verlautet, sofort mit Laganardias in Verbindung setzen.

Die vereinigten deutschen Gesellschaften von Neuport haben an den jüdischen Oberbürgermeister Laganardias ein Telegramm geschickt. Sie protestieren darin schärfstens gegen dessen unerhörte deutschfeindliche Frechheit.

Diese neue Heldentat eines unverschämten Judenlumpens wird in ganz Deutschland höchste Empörung hervorgerufen. Wir müssen es uns ganz energisch verbitten, daß eine Persönlichkeit, die in mancher Beziehung recht zweifelhaften Wert hat, sich in gemeinen Anwürfen gegen unseren Führer ergeht, auch wenn sie sich in der hohen Stellung eines amerikanischen Oberbürgermeisters befindet. In diese hohe Stellung macht das Unrecht noch schlimmer und fordert kategorisch, daß man den Schmäher deutscher Ehre von übergeordneter amerikanischer Stelle zur Ordnung ruft.

Denn die Schmäherung des Führers der deutschen Nation ist nicht nur eine persönliche Kränkung eines Mannes, der das Beste für sein Volk will und mit Talentskraft durchführt, sondern es ist eine Kränkung des ganzen deutschen Volkes, das hier wie in jeder anderen Frage einmütig hinter dem steht, dem seine ganze Liebe und sein glänzendes Vertrauen gilt.

In Deutschland würde ein Mann in verantwortlicher Stellung, der es sich erlauben würde, das Oberhaupt eines anderen Staates zu schmähen, streng bestraft werden. Wir dürfen wohl hoffen, daß auch in Amerika ein solches gemeingefährliches Subjekt, das nur den Wunsch hat, das gute Einvernehmen der Völker zu stören, nicht nur zurechtgewiesen wird, sondern das ähnliche Vorfälle, die der Würde eines Kulturvolkes ins Gesicht schlagen und für Amerika selbst eine Schande sind, nun endlich unmöglich gemacht werden.

Der Jude Laganardias gehört zu den übelsten Erscheinungen im öffentlichen Leben der Vereinigten Staaten. Er unterscheidet sich in der Wahl seiner Nachmittagslaun von den Gangstern der Chicagoer Unterwelt. Es ist ein offenes Geheimnis, daß dieses famose Stadtoberhaupt in den Jah-

ren von 1906 bis 1909, als er als Dolmetscher auf Ellis Island, der Einwanderungsstation von Neuport tätig war, unzählige Frauen mißbrauchte, ehe er ihnen die erbetene Einwanderungserlaubnis verschaffte.

Auch die dunklen Beziehungen zwischen dem Neuporter Unterwelt und diesem jüdischen Bonzen sind allgemein bekannt.

Vielfach hat er Deutschen, die sich in den Vereinigten Staaten betätigen wollten, die Erlaubnis zur Eröffnung eines Gewerbebetriebes verweigert, nur mit der Begründung, daß es sich um Männer aus dem Reiche des Rationalsozialismus handele. Sein Deutschhass geht soweit, daß er, nachdem der Bau einer Neuporter Brücke einem deutschen Konsortium übertragen war, den Auftrag rückgängig machte mit der schriftlichen Begründung, daß die einzige Ware, die man aus dem Lande Adolf Hitlers importieren könnte, der Haß sei.

Die Amtszeit Laganardias läuft Ende dieses Jahres ab. Da er nicht der Demokratischen Partei angehört, also auf die Unterstützung durch Roosevelts Parteimaschine nicht rechnen kann, so verläßt er offenbar, außer den Stimmen seiner republikanischen Parteigenossen möglichst alle jüdischen Stimmen für sich einzufangen. Die einfachste Methode dabei erscheint ihm offenbar, sich Unverschämtheiten gegen den Führer des Deutschen Reiches zu erlauben.

Protest gegen jüdische Frechheit.

Deutsch-amerikanische Handelskammer wendet sich schärfstens gegen die bodenlosen Frechheiten des Juden Laganardias.

Neuport, 5. März. Die deutsch-amerikanische Handelskammer hat an Grover Whalen, den Präsidenten der für 1939 in Neuport geplanten Weltausstellung ein Schreiben gerichtet, in dem sie mit äußerster Schärfe im Geächsel die Entziehung gegen die unflätigen Beschimpfungen und schamlosen Verunglimpfungen des Führers durch den Juden Laganardias, der im Vorstand des Ausschusses für die Weltausstellung sitzt, protestiert.

Im übrigen weist die Handelskammer in ihrem Protest darauf hin, daß die deutsch-amerikanischen Beziehungen durch das beispiellos niederträchtige Auftreten Laganardias geschädigt würden und sogar Deutschlands Teilnahme an der Ausstellung gefährdet würde. Eine derartige verabscheuungswürdige Haltung stelle den Erfolg der Weltausstellung überhaupt in Frage.

Gefälschte Berichte als Grundlage der Oberhaus-Angriffe gegen Deutschland

Gegen die standalöse Entstellung der Ribbentrop-Rede.

London, 5. März. In einer Zuschrift an die „Times“ weist Havas auf die standalöse Entstellung der Rede Ribbentrops in der englischen Presse hin. Tatsächlich sei die Rede Ribbentrops in Leipzig verhältnismäßig gewesen. Die Presse der englischen Linken habe sie aber dahin gefälscht, als ob Ribbentrop mit einer Gewaltanwendung Deutschlands gedroht habe, falls die deutschen Kolonialforderungen nicht erfüllt würden.

Es sei außerordentlich bedauerlich, daß Lord Cecil als Grund dieser gefälschten Berichte Deutschland angegriffen und damit zu dem unseligen Mißverständnis beigetragen habe, das einer Regelung hinderlich sei. Tatsächlich habe Ribbentrop folgendes erklärt: „Nach der Lage der Dinge ist dieser Ausgleich nur auf zwei Gebieten zu finden, nämlich 1. durch eine Lösung der Frage der Rückgabe des ehemaligen deutschen Kolonialbesitzes, 2. durch die eigene Kraft des deutschen Volkes selber.“

Bier Jahre Roosevelt!

Ein Rundfunkrede des Präsidenten der USA.

Washington, 5. März. Am 4. März 1933 trat Roosevelt sein Amt als Präsident der Vereinigten Staaten an. Zur Erinnerung an diesen Tag versammelten sich am Donnerstag die Parteigenossen Roosevelts in Washington und in allen anderen Städten der Vereinigten Staaten, um den damaligen Wahlsieg und gleichzeitig den Beginn von vier weiteren Jahren des neuen Kurses zu feiern.

Roosevelt hielt ein Rundfunkrede, die über das ganze Land verbreitet und bei allen Siegesfeiern in Gemeinschaftsempfängen gehört wurde. Roosevelt führte u. a. aus, daß der vierte März 1933 den Beginn einer Ära und die Geburt einer neuen Epoche bedeute. Im November 1936 bestätigten 27 Millionen Wähler aus allen Teilen der Nation die Richtigkeit des neuen Kurses. Er selbst beabsichtige, im Januar 1941 zurückzutreten, aber er wolle seinem Nachfolger dann ein Land übergeben, das in Ordnung, wohlhabend sei, in Frieden mit der Außenwelt lebe und klares Verständnis für die Nachbarn habe, mit dem er für die Wohlfahrt des ganzen Landes sorgen könne. Die Sicherheit dieser Nachbarn wolle er dem Lande jetzt verschaffen.

Das Land brauche eine starke Zentralregierung und weitgehende Möglichkeiten, um tiefgreifende nationale Probleme zu lösen.

Alle bisherigen Maßnahmen seien vom Obersten Bundesgericht für nichtig erklärt worden. Man könne das Land nicht mit einem dreispännigen Gespann pflügen, wenn ein Pferd sich hinlege oder Seitensprünge mache. Der Bauer brauche Unterstützung und vor allem Sicherheit, daß er für seine Arbeit hinreichend entlohnt werde. Arbeiter und Arbeitgeber hätten Anspruch auf friedliche Zusammenarbeit. Dies alles seien die Gründe, warum er sofortige Änderungen im Obersten Bundesgericht verlange.

Roosevelt führt zum Schluß aus:

„Ein Drittel der Nation ist unterernährt, schlecht gekleidet und verfügt nur über schlechte, unzureichende Wohnungen. Tausende von Bauern sind voller Sorgen, ob die Preise des nächsten Jahres ausreichen, daß sie ihre Hypothekenzinsen zahlen können. Tausende von Frauen und Männern arbeiten für ungenügenden Lohn in den Fabriken, Tausende von schulpflichtigen Kindern arbeiten in Bergwerken und Spinnereien. Streiks kosten uns Millionen von Dollars. Frühjahrsüberschwemmungen bedrohen unsere Flußtäler. Staubstürme beginnen ihre Zerstörungsarbeit. Wenn wir das Vertrauen des Volkes rechtfertigen wollen, dann müssen wir sofort handeln.“

Roosevelts Rede ist eine Entgegnung auf das ihm in allen Zeitungen täglich vorgehaltene Argument, daß das Bundesgericht nur durch zwar zeitraubende, aber traditionelle Methoden der Verfassungsänderung erneuert werden könne.

Italien einst und jetzt.

Italien hat mit außerordentlich freudiger Anteilnahme die Geburt des kleinen Prinzen von Neapel gefeiert. In lebhaften Kundgebungen der Bevölkerung kam die Ergebenheit der Nation dem königlichen Hause gegenüber überzeugend zum Ausdruck. Einige italienische Zeitungen erinnern bei dieser Gelegenheit daran, daß bei der Geburt des Prinzen von Piemont im Jahre 1904 von irgendwelcher Volksfreude keine Rede war. Es brach gerade ein Generalkrieg aus und die Polizei hatte alle Hände voll zu tun, um die Menge der revoltierenden Arbeiter in Schach zu halten. Die allgemeine Unordnung war so groß und das öffentliche Leben im Lande war so empfindlich gestört, daß man es überhaupt erst vier Tage nach der Geburt wagte, das Ereignis dem Volke mitzuteilen.

Diese peinlichen Erinnerungen lassen — so logen die italienischen Zeitungen — erst richtig bemessen, welchen Weg Italien inzwischen durchlief, und die innere Erneuerung des Landes, das seine Seele wiedergefunden habe, sei gerade, wenn man das Heute mit dem Damals vergleicht, so bewundernswert.



„Da hat dich dein junger reizender Engländer ange-
logen. Die ganzen afrikanischen Früchte sind bekanntlich
nicht wert auf dem Weltmarkt. Zuviel Strunk, du ver-
steht, Strunk und ein ganz mattes Aroma. Abirgens,
welcher junge Engländer?“

„Sie lächelte: „Aber, darling! Ein hübscher junger
Engländer! Aber du solltest dich doch nicht beklagen. . .
Du mußt ihn aber bestimmt fragen, er kann uns hin-
bringen, sie haben das Aroma von Ananas.“

„Ich weiß überhaupt noch nicht“, sagte Tranzehn,
„ob ich nicht morgen früh nach Nairobi abreise. Ach
Lage in Kampala . . .“

„Aber, Felix, wir können ja nach Jinja fahren, dort
ist es sehr schön.“

Felicitas von Tranzehn stand in diesem Augenblick
vom Tisch auf: „Du entschuldigst, Papa? Die Hitze, die
Anfrischung — ich möchte auf mein Zimmer gehen.“

Aber den Rosen der Willengärten in Entebbe gingen
die Schneidemaschinen. Vom Ufer des Sees an begann
eine Vorlandwirtschaft, zu der man den Urwald umgestaltet
hatte. Die Regier, die bei den einzelnen Regierungs-
abteilungen beschäftigt waren, trugen in ihren kurzen
Häusen sauber eingestrichene Abzeichen. Man wollte unter
sich bleiben in seinen englischen Gärten, den kühl ge-
haltenen Dienen, in denen nicht einmal ein Aquator der
Ramin fehlte, in den Speisezimmern im Stil der Königin
Elizabeth. Die Wege waren alle sauber gebahrt. Spreng-
wagen fuhren durch Entebbe, die Hauptstraße war asphalt-
niert, sie führte langsam hügelan, dann kam ein gewal-
tiges steinernes Portal, ein Wachhaus. Die Wächterposten
marschierten unablässig auf und ab.

Als Granville in dem englischen Regierungsauto
durch das Portal fuhr, präsentierte ein ganzer Zug. Bei
Licht spielte im Nebenraum eine Militärkapelle deutsche
und englische Märsche. Der Blick von dem großen Speise-
saal, in dem man sah, war von hinreichender Schönheit.
Ein paar alte Rindvieh-Eichen dehnten ihre mächtigen
Äste, Königspalmen wogten sich in dieser unermeßlichen
weißblauen Welt. Die großen Windsäcker drehten sich

ununterbrochen an der Decke. Lautlos servierten schwarze
Diener. Der Lunch war ganz afrikanisch gehalten: Fische
aus dem Viktoriasee, eine besondere Antilopenart als
Braten, am Schluß gab es geistige Papadas, mit frischen
Himbeeren aus dem Bergland von Fort Portal umlegt.

„Wie schmeden Ihnen die Papadas?“ fragte der
Gouverneur, als die afrikanischen Melonen gereicht wur-
den, die an hohen Bäumen wuchsen.

Granville sagte: „So ähnlich muß eine Petroleum-
taste schmecken.“

„Sie sind auffallend ehrlich“, sagte Sir Arthur Knigg,
„Afrika scheint Ihnen nicht zu gefallen?“

„Wenn man, wie ich, plötzlich von einem Zeppelin
herunterfällt und am Äquator ist, kann man wenig dar-
über sagen. Später am Abend sprach ich noch mit ein paar
deutschen Landsleuten, die waren den weiten Weg von
Umbamba hergekommen, die sagten, nur in Afrika könne
man überhaupt leben. Es waren sehr ordentliche
Burisden.“

Der Kaffee wurde in der Halle gereicht. Man sah in
diesem englischen Korbfesteln; ein Wagen mit einem großen
Kupferreif für Eis, in dem die Vordrucksachen standen,
wurde herumgeführt. Außer der Hausfrau war keine
Dame zugegen.

Die Dame des Hauses fragte, ihr ganz blaues Gesicht
bewegte sich dabei nicht, als sie selbst den Kaffee ein-
schenkte: „Kennen Sie London eigentlich auch von der
Erde, Herr von Granville? Wenn ich mich nicht sehr
täusche, habe ich Ihren Namen einmal als junges Mäd-
chen gehört.“

„Ich war einmal, aber nur kurze Zeit, auf Ver-
tretung sozusagen, Militärattaché in London.“ Er lächelte:
„Eben Sie, Wladys, das Kommando kam ziemlich über-
raschend damals. Ich hatte gar kein Geld. Ich nahm
meinen kleinen Handkoffer und packte meine Sachen sehr
sauber ein, nämlich in die letzte Abendzeitung, die ich
gerade da hatte. Ich wohnte im Hotel Ivy. Ein sehr
vornehmer Herr kam in meiner Zimmerrunde auf mich
zu und sagte: „I am the butler.“ Er erkundigte sich nach
meinem großen Gepäck und bat um die Schlüssel. Ich
murmelte, ich hätte die Schlüssel nicht, das Gepäck wäre
selbstgeleitet und ich auch. Dann ging ich, und ich dachte
bei jedem der sechs Gänge, die ich nun essen mußte, an
meinen kleinen Koffer und den Butler. Als ich wieder in
meine Zimmerrunde kam, hatte der Butler — weiß der
Himmel, wie! — meinen Koffer geöffnet, meine paar

Sachen waren alle sauber verpackt. Auf einem kleinen
Tischchen aber lag, sorgfältig gefaltet, meine Berliner
Abendzeitung.“

Sir Arthur Knigg lachte — als Gastgeber. Alle an-
deren fanden diese Geschichte unpassend, mindestens un-
passend, sie im Hause des Residenten zu erzählen.

Aber Granville schien das gar nicht zu bemerken. Er
sagte zu der Hausfrau, indem er sie ansah, als ob er ein
Bild betrachte: „Wladys, es ist richtig, wir haben in Lord
Parnours Haus zusammen getanzt. Die Welt ist sehr
klein, obwohl ich als Zeppelinmann — so schnell es
geht — gerade weiß, wie groß sie ist.“

Es entstand eine Pause.

„Es war ein Fehler“, sagte Oberst Tompson, der sich
ganz köstlich zu amüsieren schien, auf einmal recht ernst,
„daß wir im Krieg gegeneinander gewesen sind.“

„Es war ein Fehler“, sagte Granville, „wir müssen
beide schwer dafür bezahlen. Ich meine übrigens, daß es
auch von der englischen Seite her, und ich glaube, ich
kann mir diese Seite ganz gut vorstellen, nicht in der
Ordnung ist, daß ihr uns keine Kolonien wiedergeben
wollt. Von der Wirtschaft verstehe ich nichts, aber ich
glaube, es kann nicht gut sein, daß ein so großer Staat,
wie wir es nun einmal sind, seine Jugend nicht unter
eigener Flagge in die Welt schicken kann.“

„Sie entschuldigen, Wladys, daß wir von Politik
sprechen“, sagte Granville.

„Oh“, sagte Lady Grace und ihr blaues Gesicht be-
kam ein wenig Farbe, „ich höre es sehr gerne, wenn
Männer, die ihr Leben für die Politik eingeseht haben,
über sie reden; sonst allerdings habe ich zu viel davon in
London gehabt.“

„Sie haben recht, Wladys: Dinge sind härter als
Worte, aber man muß sich doch vorstellen, was hinter
dem bishigen Tagesgram kommt. Ich glaube, daß sich
England und Deutschland wirklich vertragen müssen.“

Wieder präsentierte die Wache; der frühe Nachmittag
lag drückend auf den Straßen. Granville hatte abgelehnt,
in Entebbe zu bleiben. Er müsse eine wichtige Entschei-
dung treffen. Oberst Tompson erklärte, er würde ihn unter
allen Umständen selbst zurückbringen.

Die Hitze war so hart, daß es ausjah, als ob die
Bäume zitterten, und die Regier hatten, wenn sie durch
die Sonne kamen, ganz merkwürdig spiralförmig ab-
gogene Beine.

(Fortsetzung folgt.)



Leipzigs beste Messe

10 v. H. aller Aufträge aus dem Ausland
Während die Große Technische Messe und Baumeße noch in vollem Gange ist, ließ sich am Freitag, dem Schlußtag der Mustermesse, bereits mit Sicherheit feststellen, daß Leipzig die beste Messe seit ihrem Bestehen in der heutigen Form erlebt hat. Die Aussteller äußern sich immer wieder, daß sie diesmal sämtlich auf ihre Rechnung gekommen seien.

Der Besuch ließ vom Messemontag bis zu den letzten Stunden des Schlußtages kaum nach. Die geschäftliche Initiative ging von der Nachfrage aus; die Aussteller übten eher Zurückhaltung. Zum Teil kam es zu Kontingentierungen der Bestellungen. Das Problem der Messe waren die geforderten langen Lieferfristen. In allen Branchen sind die deutschen Werkstoffe oder neue deutsche Verarbeitungsmethoden von den ausländischen Abnehmern sehr gut aufgenommen worden. Die Auslandsabschlüsse entwickelten sich sehr günstig. Die europäischen Länder und die Vereinigten Staaten waren ungefähr gleich stark an der Mustermesse und der Technischen Messe interessiert, die überseeischen Länder überwiegend an der Technischen Messe.

Eine Uebersicht über das vorläufige Geschäftsergebnis der Großen Technischen Messe und Baumeße ergibt folgendes Bild:

Die meisten Aussteller von Werkzeugmaschinen sind auf Jahre hinaus mit Arbeit versehen.

Lieferfristen von 18 bis 24 Monaten sind keine Seltenheit. Viele Aufträge müssen abgelehnt werden. Dreißig vom Hundert gingen in das Ausland, vor allem nach England, Frankreich und Belgien. Größeres Interesse haben deutsche Kunststoffe und ihre Verarbeitungsmaschinen auf sich gezogen. Länder, wie England und Frankreich, die über genügend Rohstoffe verfügen, zelaten für dieses Gebiet das stärkste Interesse. Geschäfte in Röhren, Wandbefeidungen und anderen Artikeln aus Kunststoffen kamen mit fast allen europäischen Ländern zustande; am meisten interessiert waren die Tschechoslowakei und der Balkan. Für Kunststoffbearbeitungsmaschinen waren die Hauptabnehmer Frankreich, England und die Tschechoslowakei. Nach Ausstellerangaben hat sich

bei Textilmaschinen der Anteil der Auslandsaufträge auf 70 bis 80 v. H. erhöht; auch hier sind viele Unternehmungen für zwei Jahre mit Arbeit versehen.

Ausland und Inland verlangten hauptsächlich Spinnereimaschinen für Zellwolle. Hauptkäufer waren England, Frankreich, Italien und die Tschechoslowakei. Nähmaschinen gingen nach Belgien und Frankreich. Auto-Verarbeitungsmaschinen nach Mexiko. Das Auslandsgeschäft in elektro- und feinelektromechanischen Artikeln steigerte sich im Verlauf der Messe; etwa 30 v. H. der Verkäufe wurden hier mit ausländischen Firmen abgeschlossen. Rundfunkgeräte fanden besten Absatz als auf den vergangenen Messen. Die Kaufabschlüsse in Büromaschinen und Bürobedarf übertrafen die Erwartungen bei weitem. Groß war das Kaufinteresse der öffentlichen und Personalsbetriebe sowie der Goldinstitute Südosteuropas für Buchungs- und Rechenmaschinen; die meisten Aufträge liegen aus Frankreich vor.

Auf der Baumeße wurden hauptsächlich Betonwaren, Leichtbauplatten und Straßenbaumaschinen verlangt, in zweiter Linie Heizungsanlagen, Isoliermaterialien und andere Maschinen. Die Straßenbaumaschinenindustrie dürfte 40 v. H. ihrer Abschlüsse in Südosteuropa

ge tätigt haben. Auf der Photo-Messe, die am Freitag schloß, sind zwei Drittel aller Abschlüsse mit dem Ausland gemacht worden; der Hauptkäufer war Frankreich, vor allem in optischen Instrumenten. Außerdem bestand großes Interesse für Kleinapparate und Filmstreifen; unter den Käufern traten Japan und Südamerika hervor. Acht-Millimeter-Filmapparate wurden von der Schweiz, Brasilien und Frankreich verlangt.

Auch bei den einzelnen Branchen, wie Spielwaren, Haus- und Küchengeräte, Glas- und Porzellanwaren, Schreibwaren usw. waren die Abschlüsse über alle Erwartungen auch mit dem Ausland gut.

Folgen des verstärkten Messebesuches

Zehn Hotelbauten mit 10 000 Betten geplant

Der sich seit der Nachübernahme durch den Nationalsozialismus von Jahr zu Jahr verstärkende Besuch der Leipziger Messen aus dem In- und Ausland führte bei der letzten Herbstmesse, die einen Besuch von Käufern und Gästen nur aus dem Ausland von über 33 000 auswies, zu einer so starken Unterkunftsnote, daß sich die wachsenden Stellen mit sofortiger Abhilfe beschäftigen mußten. Der Hauptausbau und die Mitgliederversammlung der Zentralstelle für Interessenten der Leipziger Messe behandelte die Anregung einer Späterverlegung der Großen Technischen Messe; diese Anregung wurde aber in der Aussprache als nicht durchführbar bezeichnet, weil die Mustermesse und die Technische Messe eng voneinander abhängen. Der stellvertretende Präsident des Messeamtes, Fichte, schloß als beste Abhilfe des Unterkunftsmangels vor, zehn Hotelblöcke zu je 1000 Betten an der „Straße des 18. Oktober“ zu errichten, weil das Fehlen von rund 10 000 Betten festgestellt worden sei. Die Bettennot sei während der Herbstmesse so groß gewesen, daß man Messegäste in Halle, Oshag, Riesa, Wurzen, Dresden und sogar in Pelsin unterbringen mußte, die durch Sonderzüge nach Leipzig gebracht wurden.

Hull bedauert

Erklärungen zu den Äußerungen des Juden Laguardia

Der amerikanische Außenminister Hull sprach nach Feststellung des Sachverhaltes sein lebhaftes Bedauern über die Unverschämtheiten des Juden Laguardia aus; er hob gleichzeitig hervor, daß die heftigen Bemerkungen Laguardias in keiner Weise die Einstellung der amerikanischen Regierung gegenüber der deutschen Regierung wiedergäben.

Die von Außenminister Hull amtlich veröffentlichte Erklärung lautet: „Die deutsche Regierung hat sich durch ihre diesige Vorkämpfer über gewisse Äußerungen, die Pietro Laguardia in einer öffentlichen Ansprache im Hotel Astor in Newyork am 3. März getan hat; sie hat erklärt, daß diese Äußerungen in ernstem und schwerem Maß sich gegen das deutsche Staatsoberhaupt und gegen die Deutsche Regierung richten. In unserem Land ist jedem Bürger durch die Verfassung Redefreiheit garantiert und diese wird als Teil unseres nationalen Erbes hoch geschätzt. Das aber vermindert nicht das Bedauern der Amerikanischen Regierung, wenn Äußerungen von privaten Bürgern oder als individuelle Personen sprechenden Beamten eine Regierung beleidigen, mit der wir offizielle Beziehungen unterhalten. Ich bedauere sehr ernstlich diese Äußerungen, die die Deutsche Regierung beleidigt haben; sie stellen nicht die Einstellung der amerikanischen Regierung gegenüber der deutschen Regierung dar. Es ist unser Grundsatz, die offiziellen Beziehungen zu anderen Nationen auf einer Basis vollkommener und gegenseitiger Achtung für die Rechte und Gefühle beider Teile zu pflegen.“

Trinkt mal Jura!



Die alten Knochen,
die ich mir gebraucht, ich Kinder
und gesammelt schon seit Jahren



Darf ich jetzt in den Zylinder

Mit dem Tob
ganzig, ganzig,
dann man Kinder,
brust vorlieb,

Was'gylis brodel, draußt u zifst,
Ja, das nennt man Indistria!

Darf, nach ich Juraor jetzt bringe,
Es, nach fotta das gebast,



Die woffentlich
sinds Dinge
win

aus alten
Knochen
wurft!

Zeichnung: RAB-Verlag (Hohnheim)

Sägen aller Art

Anfertigung und Lager
in einer Extra-Qualität
Preise herabgesetzt.
Verfellt u. verborbene Sägen
werden fachgemäß wieder vor-
gerichtet und bester Schnitt
garantiert.

Max Bieglisch, Radeburg
Fernruf 260
Sägenhändler und Landmaschinen.

Nähseide Knopflochseide

Handarbeitsgeschäft
W. Fuchs, Mühlstrasse.



Luftschuß- Verdunkelungs-Papier

empfehlen
Papierhandlung Herm. Rühle.
Ottendorf-Okrilla, Mühlstraße 15.

Gutes Erzählungen
Die
Geschichte vom großen Frost



Am Ende der Rechnung für ausgebeiferte
Wasserschäden stand nämlich: 28 Mark. Das
war bitter!

Mit der Ottendorfer Zeitung würde er das ge-
spart haben. Tja — hätte er Zeitung gelesen!

Achtung! In der Zeit vom 5. — 15. 3.
Luftschuß-Verdunkelungsübung.
Lest die Ottendorfer Zeitung

Luftschuß-Verdunkelungsübung!
Vorschriften beachten!

Für Kostüm fesse!

In reicher Auswahl empfehle
Scherz-Artikel, Mützen
Masken, Luftschlangen,
Konfetti usw.
Bockbier-Mützen

Buch- und Papierhandlung
Herm. Rühle, Mühlstr. 15

Kirchennachrichten.
Sonntag, den 7. März 1937.
Vorm. 9 Uhr Gottesdienst.
Vorm. 1/2 11 Uhr Kindergottesdienst.
Mittwoch, abends 8 Uhr Passionsandacht im Pfarrhaus.



Lesen Sie diese Woche
Die Grüne Post!
Heute neue Nummer. 20 Pf.

Hermann Rühle, Mühlstrasse 15.



"Ober... weinen darfst du nicht!"



ROMAN
VON KATHE METZNER

Urheberrechtsschutz: Fünf Türme-Verlag, Halle (Saale).
Nachdruck verboten.

14] Blötzlich aber sah er Veras Gesicht, wie er es in jenem einzigen Augenblick gesehen hatte, da er sie an sich gezogen hatte, und er sah in diesem Gesicht das eigenartige glühende Brennen der sonst so stillen Augen. War das Täuschung? War auch Vera im tiefsten Grunde ihres Wesens nicht die, die seine Phantasie ihm zeigte? War auch sie — eine andere?

„Ich muß schlafen!“ lächelte er vor sich hin. „Jetzt zeigt sich die Wirkung des schweren, guten Weins, der die Nerven erregt. Vera ist immer dieselbe. Sie wird mir viel, viel Ruhe geben können!“ Und er verwünschte sein Mißtrauen, das wohl nur daher kommen konnte, daß er sich seit Jahren gewöhnt hatte, Frauen im allgemeinen kühl und spöttisch zu betrachten.

Vierzehntes Kapitel.

„Ich hab' doch selber gesehen, daß das Mädel wie eine Wahnsinnige gefahren ist! Aber das kommt davon. Die Welber gehören an den Kochtopf und nicht ans Steuer!“ Die sonst so einsame Chaussee kurz vor dem Eingang zum Dorfe war voll Menschen, die wer weiß woher gekommen waren und sich nun schimpfend und gestikulierend wie neugierig und teilnahmvoll um die Unglücksstelle scharten.

„Das konnte schlimmer abgelaufen sein, viel schlimmer!“ Der Gendarmereiwachmeister, den man aus dem Dorfe geholt hatte, wandte sich an Graf Tieffenbach, der totenscheinlich nickte.

Wie durch ein Wunder war den Insassen des Kabrioletts außer einem lächlichen Schreck nichts weiter geschehen. Aber der Bauernwagen bot einen entsetzlichen Anblick. Pferd und Wagen waren ein unkenntliches Ansehn — und den jungen Vurschen, der den Wagen geführt hatte, hatte man schwer verletzt unter den Trümmern hervorbezogen.

Brigitte von Geldern lag in halber Ohnmacht am Rande des Chausseegrabens. Nitternd bemühten sich Frau von Geldern und Hanneli um sie.

„Einen Arzt, Graf Tieffenbach! Besorgen Sie für meine Tochter einen Arzt!“ wimmerte Frau von Geldern unablässig.

„Es ist ja schon ein Arzt zur Stelle, gnädige Frau! Aber zuerst muß dem jungen Vurschen geholfen werden. Er ist scheinbar schwer verletzt“, antwortete Graf Tieffenbach erregt.

„Was? Das ist ja nicht möglich! Geht denn meine Tochter da nicht vor?“ Frau von Geldern hatte völlig die Nerven verloren. „Wir müssen fort! Schnellstens hier fort! Ich kann den Anblick von so viel Blut nicht ertragen!“

Hanneli richtete sich auf. Sie bewahrte vollkommen ihre Fassung und sah, daß Brigitte von Geldern gar nichts weiter fehlte. Sie würde sich bald von dem unheimlichen Schreck erholen.

Aber der arme junge Mensch da drüben, den die Männer jetzt behutsam auf eine Bahre hoben? Unendliches Mitleid erfüllte sie mit ihm, der unverschuldet nun die ganzen Kosten von Brigittes Fahrlässigkeit tragen mußte.

Graf Tieffenbach stand jetzt neben dem Verletzten. Der Wundarzt notierte Namen und Adresse. Hagernd machte Hanneli einige Schritte. Etwas Unsichtbares schien sie vorwärts zu ziehen.

„Fräulein Hanneli! So bleiben Sie doch! Laufen Sie mir jetzt nicht weg!“ Frau von Geldern rief ihr atemlos nach.

Hanneli aber schien nicht zu hören. Sie ging Schritt für Schritt und — da stand sie schon an der Bahre. Und — plötzlich stieß sie einen lauten, zitternden Schrei aus.

„Heinz! Heinz!“

Sie stand, blaß bis in die Lippen, mit schreckhaft geweiteten Augen da und wußte nicht, daß alle Augen sich mit einem Male verwundert auf sie richteten.

Graf Tieffenbach aber machte ein peinlich berührtes Gesicht. War denn das Mädel wahnsinnig geworden? Hatte ihr der Schreck so geschadet? Fast unsanft griff er sie am Arm:

„Gnädiges Fräulein, ich bitte...! Was tun Sie denn?“

Hanneli aber achtete seiner Worte nicht. Sie riß sich los, und ehe es sich Tieffenbach versah, kniete sie neben dem Verletzten, und ihre feinen, weißen Hände streichelten die groben, zerarbeiteten Hände des jungen Vurschen.

„Heinz! Heinz! wach doch auf!“ Hanneli schrie es fast, und unablässig strömten ihre Tränen.

Graf Tieffenbach stand wie auf glühenden Kohlen. Was hatte das nur zu bedeuten? Warum machte Hanna Mertens solch eine Szene um diesen Bauernjungen? Freilich, er war schwer verletzt, das war traurig; aber weiter war doch im Augenblick nichts zu machen.

Noch einmal versuchte es Tieffenbach:

„Gnädiges Fräulein, bitte, stehen Sie doch auf! Unser Wagen muß gleich kommen!“

„Nein — nein! Ich bleibe hier. Fahren Sie ruhig fort!“

fort! Ich muß hierbleiben; es ist doch — mein Bruder!“ schluchzte Hanneli.

Ganz still war es unter den Umstehenden geworden. Sie schauten sich an, und unwillkürlich wischte mancher sich über die Augen.

Das Schicksalhafte dieser Begegnung auf der Landstraße griff den einsamen Menschen aus Herz. Sie fühlten, daß da Ungewöhnliches vorging.

Und dann war es ihnen, als ob ihre Augen aufgetan würden, und sie sahen die seltsame Neugierigkeit zwischen dem jungen Menschen und dem feinen fremden Mädchen. Dasselbe blonde, schimmernde Haar, dasselbe schmale, regelmäßige Gesicht.

Graf Tieffenbach aber stand drüben bei Frau von Geldern und Brigitte, die sich allmählich erholt hatte, und rebete auf die beiden leise, aber hastig ein:

„Es ist doch nicht möglich! Fräulein Hanna sagt, dieser Bauernjunge sei ihr Bruder!“

Brigitte, die sich von ihrer Mutter Stirn und Wangen unablässig mit Eau de Cologne abreiben ließ, kam durch diesen Zwischenfall auffallend schnell wieder zu sich. Sobald sie begriffen hatte, worum es sich da drüben handelte, belebte sie sich offensichtlich.

So mußte es kommen! Das war dem verliebten Tieffenbach zu gönnen. Nun, hoffentlich hatte ihn dieser Zwischenfall für alle Zeiten geheilt. Der abels stolze Tieffenbach und Hanna Mertens — die Schwester eines Gefährtsführers!

In ihre Ueberlegungen hinein klang schon von weitem das Signal des Sanitätsautos, das aus der nahen Kreisstadt sehr schnell herbeigekommen war.

Es war nicht möglich, Hanna zurückzuhalten.

„Ich fahre mit meinem Bruder mit! Ich muß sehen, wie es um seine Verletzungen steht!“ war ihre einzige Antwort.

Während Graf Tieffenbach und die Damen von Geldern noch auf die Krasidroschke warteten, die sie ebenfalls zunächst einmal in die kleine Kreisstadt bringen sollte, sah Hanneli, leise in sich hineinschlugend, neben dem noch immer bewußtlosen, auf so seltsame Weise wiedergefundenen Bruder.

Bei jeder Unebenheit des Bodens, durch die der Wagen erschüttert wurde, zuckte Hanneli zusammen und schaute angstvoll in des Bruders regloses, bleiches Gesicht.

„Heinz! Mein liebes, liebes Heinzelmännchen! So sind' ich dich wieder? Ach — Vater hat doch oft von seinen reichen Verwandten erzählt, bei denen du so gut aufgehoben seilst! Armer Junge — gewiß, es ist keine Schande; aber — daß man einen Anrecht aus dir gemacht hat!“ Hanneli rang stumm die Hände. „Mutterle! Heinz, oh — wenn das unser totes Mutterle wüßte!“

Unheimlich lang dünkte sie die Fahrt, die doch nur eine knappe halbe Stunde dauerte. Endlich war man am Ziel.

Heinz Mertens wurde sofort in den Operationsaal gebracht. Hanneli sah in einem Vorzimmer. Stumm, mit hämmern den Knien. Sie wartete...

Lauflos fast huschte ab und zu eine Schwester an ihr vorbei.

Endlich öffnete sich die Tür, und der Oberarzt kam heraus. Hanneli bebt an allen Gliedern, während sie ihre Augen erwartungsvoll auf den Arzt richtete.

„Es besteht keine Lebensgefahr, gnädiges Fräulein! Die Quetschungen haben im ersten Augenblick gefährlicher aus. Aber nicht wahr, Sie verstehen? Im Moment kann ich Sie trotzdem nicht vorlassen. Der Patient ist zwar zur Besinnung gekommen, aber doch nicht imstande, irgendwelche Aufregungen zu ertragen. Wenn Sie morgen früh wiederkommen wollen, dann dürfen Sie ihn gewiß sehen!“

Durch Hannelis ganzen Körper ging ein sichtbares Aufzucken. Die Starrheit in ihrem Gesicht löste sich.

„Ja, ich werde morgen kommen! Ich danke Ihnen, Herr Doktor!“ sagte sie leise.

Der Oberarzt konnte seine Verwunderung nur schwer verbergen. Dies schöne feine Mädchen und der junge Vursche waren Bruder und Schwester? Irgendwie schien ihm das alles unbegreiflich; aber er hatte ja kein Recht, danach zu fragen.

Er drückte Hanneli beim Abschied herzlich die Hand und stand noch eine ganze Weile versonnen da, während ihre hohe, feine Gestalt über den langen Korridor dem Ausgang zuschritt.

Draußen ging das junge Mädchen wie betäubt durch die Straßen. Jetzt erst fühlte sie, wie das unverhoffte Wiedersehen mit dem Bruder sie ganz aus der Fassung gebracht hatte.

Was war nun zu tun? Zum Glück hatte sie genügend Geld bei sich, um in einem Hotel über Nacht bleiben zu können. Morgen würde sie dann heimfahren.

Heim? So wach tat dieses Wort, wenn sie daran dachte, daß dieses „heim“ für sie bei den Geldern war, denen sie sich immer so fremd gefühlt hatte. Aber jetzt? Trug nicht Brigittes leichtsinniges Verhalten Schuld an dem furchtbaren Unglück? Ach, wieviel schlimmer hätte alles noch ablaufen können! Es konnte — des Bruders Tod sein.

Grauen schüttelte Hanneli bei diesem Gedanken, und doch leimte eine leise Hoffnung in ihr auf, daß Brigitte durch dieses ungeheure Erlebnis vielleicht anders geworden sein könnte. Aufgerüttelt im Innersten und wachergerissen aus ihrer oberflächlichen Denkart. Dann wäre vielleicht doch noch ein Segen dabei.

Lange Zeit ging sie planlos dahin. Zuviel bewegte sie. Dann aber fragte sie nach einem Hotel. Es gab hier keine große Wahl. Sie ging in das nächste, das zugleich auch das beste war.

Zaghaft stand sie im Vestibül. Hanneli, die noch niemals auf Reisen gewesen, war solche Situationen gar nicht gewöhnt.

Blötzlich aber riß sie die Augen auf. Neben ihr stand, wie aus dem Boden gewachsen — Graf Tieffenbach.

„Gnädiges Fräulein! Das trifft sich ja großartig! Eben wollte ich mich nach Ihnen auf die Suche begeben!“ begrüßte sie dieser in seiner galanten Art.

„Nach mir?“ Hanneli staunte.

„Aber gewiß! Man muß sich doch um Sie kümmern! Die Damen haben sich bereits ein wenig erholt. Ich vermute, daß sie bald, zum fünf-Uhr-Tea, herunterkommen werden!“

Als alle etwa eine halbe Stunde später draußen auf der Hotelterrasse saßen, fühlte Hanneli sich dem Weinen nahe.

„War das möglich? Hatten diese Menschen alles, alles schon wieder vergessen?“

Ihr war es kaum möglich, sich am Gespräch zu beteiligen. Wie aus weiter Ferne klangen die Stimmen der anderen an ihr Ohr.

Als die schmelzenden Weisen eines Tangos erklangen, suchten Brigittes Augen in nicht mißzuverstehender Deutlichkeit die des Grafen, der sich sofort erhob.

„Wenn Gnädigste sich ausgeruht genug fühlen!“ Brigitte lächelte.

„Ich bin nicht gewöhnt, mich von jeder Situation im Leben gleich umwerfen zu lassen!“

Frau von Geldern lächelte ihrer Tochter zu. So gefiel ihr Brigitte. Im Augenblick machte Hanneli gegen Brigitte einen beinahe jämmerlichen Eindruck.

Ueber den Zustand des Verletzten war nur flüchtig gesprochen worden. Allerdings hatte Brigitte befreit „Gott sei Dank!“ hervorgeprochen, als sie hörte, daß Heinz Mertens sich nicht in Lebensgefahr befand. Aber damit war ihre Teilnahme auch erloschen. Das Weitere übernahm ja die Haftpflichtversicherung.

Dann aber konnte sie es sich später doch nicht versagen, auf die mysteriöse Geschichte mit dem so plötzlich aufgetauchten Bruder zurückzukommen.

„Sagen Sie mal, Fräulein Hanna, wie merkwürdig Sie haben und doch bisher niemals etwas von diesem — Bruder erzählt?“

Hanneli errödete unter den forschenden Blicken aller, die sich bei dieser Frage auf ihr Gesicht richteten. Graf Tieffenbachs Stellungnahme war nicht zu erkennen. Seine Züge waren in diesem Augenblick völlig undurchsichtig.

„Wir sind damals, bei Mutter's Tode, getrennt worden. Ich habe ihn niemals wieder gesehen — bis heute!“ Hanneli schloß plötzlich die Tränen in die Augen. Sie konnte ihre tiefe Erschütterung nicht mehr zurückhalten.

„Ich wußte nicht, was aus ihm geworden war. Aber nun wird uns nichts wieder trennen. Ich werde Heinz zu mir nehmen. Ich will arbeiten für ihn. Er ist ja noch so jung. Er kann noch etwas Rechtes lernen!“

Hanneli sah nicht, wie die Mienen der anderen bei ihren Worten immer reservierter und kälter wurden. Sie sah auch nicht, wie Graf Tieffenbach sich plötzlich auf die Unterlippe biß, während um Brigittes Lippen ein häßliches, spöttisches Lächeln huschte, das aus innerem Triumph kam über diese — arme Hanna.

„Nun, augenblicklich kann ich mir da noch nichts Rechtes vorstellen, Fräulein Hanna! Das sind Gefühle, die aus ersten Aufwallungen kommen. Ich bin der Ansicht, daß — der Schuster bei seinem Leisten bleiben soll. Ihr Bruder würde sich gewiß alles andere als in — unfernen Kreisen wohl fühlen!“ nahm Frau von Geldern jetzt das Wort.

„Vielleicht — könnte Graf Tieffenbach hier helfen. Sie haben ja so große Rittgüter, Graf! Gewiß wäre es Ihnen möglich, den jungen — Anrecht irgendwo unterzubringen!“ Brigitte kostete genugsam die Freude aus, die sich ihr durch Hannelis Verwirrung bot.

„Wir werden sehen!“ sagte da, entgegen aller Erwartung, Graf Tieffenbach kühl, als ob das seine persönliche Angelegenheit sei, die er ganz allein zu regeln beabsichtigte.

Brigitte tauschte einen mehr als erschauten Blick mit ihrer Mutter.

Keiner aber ahnte, daß tatsächlich Graf Tieffenbachs Verliebtheit in Hanneli so weit ging, daß er sich allen Ernstes mit der Frage beschäftigte, was aus diesem Bruder werden sollte, der so wenig in seine Zukunftspläne paßte.

Hanneli aber in ihrer Abnungslosigkeit schenkte ihm unwillkürlich einen warmen, dankbaren Blick, der seine Pulse sogleich rascher schlagen ließ. Er hatte Zeit — dieses Edelwild entging dem gerissenen Jäger nicht.

Am nächsten Morgen war Hanneli zeitig im Krankenhaus. Zu ihrem größten Erstaunen erwartete sie dort eine ungeheure Ueberraschung. Sie fand den Bruder — in der Privatstation.

Da lag er in dem kleinen, blitzsauberen Zimmer in einem schönen, elfenbeinfarbenen Stuhl, noch immer schwach und matt — aber er lächelte.

Hanneli sank an dem Bett in die Knie. Sie streichelte immer und immer wieder die groben Jungenshände, die in so seltsamem Widerspruch standen zu dem feinen, regelmäßigen Gesicht.

„Heinz! Heinzelmännchen! Wenn du gesund bist, dann bleiben wir immer zusammen! Immer!“

(Fortsetzung folgt.)

Zur guten Stunde

Der Schneesturm rast / Von Hanns Verh

Frau Christa stand am Fenster. Der kurze Wintertag ging zur Rüste.

„Kommen Sie her, Herr Miller... Burja budjet...“

Miller erhob sich vom Kamintuhl und sah gleichfalls hinaus. „Es stimmt nicht ganz, gnädige Frau...“

„Was heißt Burja budjet?“, fragte der elegante Dr. Klein, Christas Gatte.

„Das hier“, lächelte Frau Christa und wies auf den taumelnden Wirbel von Schneeflocken.

„Man könnte es wenigstens für deutsche Verhältnisse so ähnlich bezeichnen“, sagte Miller hinzu. „In Rußland sieht es schon ein wenig anders aus, wenn der Ruf Burja budjet ertönt. Da kann man schon bei einem mäßigen Schneefall keine drei Meter weit sehen.“

„Ihr mit eurem vielgeliebten Rußland!“, murmelte Dr. Klein. „Immer müßt ihr etwas Besonderes haben. Bitte, vor wenigen Jahren herrschte auch in Deutschland eine Kälte von mehr als 30 Grad.“

Miller lächelte fein. „In Sibirien ist es oft noch viel kälter, und wehe dem, den dann ein richtiger sibirischer Schneesturm, ein Burja unterwegs trifft! Im Rußland sind alle Wegemarken verschneit, die Wolken des Himmels bersten vor Flocken. Man sieht kaum das Pferd vor dem Schlitten. Da kühlen die Eisstrahlen nicht nur ein bißchen in der Nase, sie kühlen, als ob sie glühten, die Augen beginnen vor Kälte zu schmerzen und eine unsagbare Müdigkeit springt einen schwer und bleiern an... Ich geriet einmal in einen solchen Schneesturm, und es war ein Wunder, wenn ich am Leben blieb...“

„Ergählen, erzählen!“, bat Frau Christa. „Doch sehen wir uns dazu“, schlug Dr. Klein vor.

Frau Christa kuschelte sich als erste in den Klubstuhl, Miller fand den zweiten Platz am Kamin. Der Doktor zog seine Zigarettenstange. Als die Feuerpunkte aufglühten, nahm Miller einen tiefen Zug und begann:

„Ich war während des Weltkrieges als Zivilgefangener in der Kolonie Bolkowka im Gouvernement Orenburg untergebracht. Eine eigentümliche und gottverlassene Gegend! Eine steile Bergkette im Norden und sonst nur Flachland! Soweit das Auge reicht. Im Winter zumal lagten sich dort nicht nur die Fäuste gute Nacht, nein, sie wechselten scharf auch ihren Polardruck mit den Wölfen, von denen es besonders in dem kalten Winter 1916/17 dort nicht wenige gab.“

Kun hatte ich an jedem Morgen den Zivilgefangenen in der Nachbarkolonie Kaminka die Brotrationen zu bringen. Trotz des kalten Winters war das in der Fäulniszeit des Lagerlebens stets für mich eine nette Abwechslung. Man redete sich einfach in einen dicken Schalpel, trug Pelzschuhe bis über die Knie und schante nur mit der Nasenspitze aus einer Lammleimwolle heraus. Der Weg nach Kaminka war etwa 15 Werst weit. Die drei Tatarenherden schafften das mit lustigem Glodenjehimmel in einer dreiviertel Stunde. Und dann fuhr ich ja nie allein. Iwan Iwanowitsch, ein gutmütiger Mulchik, war mein ständiger Begleiter.

So verlud ich an einem diesigen Dezembertag wieder einmal die Brote. Iwan und ich legten uns in den Schlitten und heidi ging es hinaus in den Wintermorgen. Der Weg war tief verschneit, aber die Kameraden hatten ihn sorgfältig abgesteckt. Wir langten auch ohne jeden Zwischenfall pünktlich in Kaminka an, verteilten unser Brot und schickten uns gerade an, wieder auf den Schlitten zu klettern und den Rückweg anzutreten.

„Bleibt lieber bei uns, Gospodin“, sagte da auf einmal ein alter Bauer, „es liegt ein Schneesturm in der Luft.“

„A bah“, dachte ich, „das bißchen Schnee kennen wir, es wird uns nicht viel anhaben.“

„Es ist besser, ihr wartet“, warnte der Bauer nochmals. „Wenn ihr aber durchaus fahren wollt, dann haltet euch nur immer scharf rechts... und dann schühe euch die heilige Mutter Gottes von Kalan.“

Teht drängte auch Iwan Iwanowitsch zum Aufbruch. Als wir nebeneinander saßen, sah er mein belorgtes Gesicht. „Mitshewo, Gospodin...“, lachte er, „die Pferdchen werden gut und schnell laufen, und in einer halben Stunde sind wir längst wieder zu Hause, wenn der Schneesturm da ist...“ Ich ließ die Peitsche knallen. Die Pferde hatten sich ausgerührt und flogen nur so dahin. Doch schon beim letzten Haufe vor Kaminka begannen die Flocken herabzu tanzen. Als wir jedoch kaum einen Werst hinter uns hatten, umgab uns

schon ein wogendes, dichtes, graues Meer von Schneeflocken, das zu immer mächtigerer Dichte wuchs. Bald konnten wir gerade noch die Pferdeschwänze sehen... „Wo sind wir?“, rief ich Iwan Iwanowitsch zu.

„Wogonaj... irgendwo“, brummte der mühsam, „haltet nur scharf nach rechts, Gospodin...“

Auf einmal sprang aus dem grauen, düsteren Flockengewirr ein harter Wind auf und schaute uns immer wilder und ungebändigter entgegen. Er stieß uns die scharfen und harten Flocken ins Gesicht. Die Pferde begannen zu schnauben und hatten auf einmal an dem leichten Schlitten schwer zu schleppen. Wir fuhren in einen eisigen, grauen, wogenden und tanzenden Abgrund hinein. Ich sah heimlich nach der Uhr, immer bestrebt, die Fahrt nach rechts zu halten.

20, 25, 30, 35 Minuten vergingen, dann 45 Minuten... Wir hätten längst in Bolkowka sein müssen... Kein Zweifel, wir hatten uns verirrt. Ich hielt die Pferde an. Immer tüdlicher und härter sprang uns die Kälte an. Ich nahm ein paar Broden geirorten Brotes, krieg aus und fütterte die Pferde und froh dann wieder auf den Schlitten.

„Vorwärts, Gospodin“, rief Iwan Iwanowitsch, „laßt uns eilen, sonst erfrieren wir.“ Ich schwang die Peitsche, wir fuhren weiter... Wohin? Das mochten die Pferde im Stallinstinkt wissen.

Büßlich blieben die Pferde stehen. Weder Nase, Zügel noch Peitsche halfen. Im unsicheren grauen Lichte konnte ich gerade noch feststellen, daß sie hart an einem Abgrund haltgemacht hatten.

„Was nun?“, fragte ich Iwan.

Der zuckte die Achseln... „Umkehren! Ich wendete langsam den Schlitten... und fing an, mit dem Leben abzuschließen. Die Füße fühlte ich kaum noch, und schon krieg jene tüdliche, erlösende Wärme in meinen Gliedern hoch, die der Vorbote des Schlafes ist, der im Jenjenseit endet... Die Minuten troffen, die Flocken wogten, der Sturm heulte, und die Kälte gierte nach uns...“

Da, plötzlich, sprangen die Pferde ins Geleir und zogen mit so scharfem Rud an, daß Iwan und ich emporstauelten.

„Verludt die Pferde in eure Gewalt zu bringen, Gospodin!“ schrie Iwan, „die Wölfe sind hinter uns her.“ Ich sah ihn einen Revolver aus dem Pelz hervorramen, dann froh er hinter mir auf den Schlitten.

Ich riß an den Zügeln, hörte ein heiseres Belfern und Kläffen, vernahm den trockenen, verwischten Knall von Revolverküssen... So ging es in lausender Fahrt

den peitschenden Flocken entgegen. Kälte verklebte mir die Augen, es war mir, als ob scharfe Messer Wunde auf Wunde in mein Gesicht eintrifften... Die Worte des alten Bauern fielen mir wieder ein... Rechts halten! Ich riß und riß am rechten Zügel... und immer weiter ging die atemlose Jagd in das eisse Grau. Noch peitschte die Todesangst die Pferde. Aber was war, wenn sie ermüdeten... Die wenigen Patronen mußte Iwan bald genug verschossen haben. Hilflos und mutlos blidte ich zum Himmel empor und sammelte ein längst vergessenes Kindergebet... Da... Mitten in dem grauen wogenden Flockentanz glühte auf einmal weiß ein Stern und fiel mit feurigem Streifen zur Erde. Ein Zeichen des Himmels? Eine Sternschnuppe? Nein, das war unmöglich! Hatte mich die Phantasie genarrt... Ich überlegte nicht! Stemmte mich mit der letzten Kraft in die Zügel und riß die Pferde nach links, dorthin, wo ich die Feuererscheinung gesehen hatte... Ich ließ die Peitsche wie besessen auf die Rücken der Gänse klatschen, und mußte nicht, ob Stunden, Minuten oder Sekunden vergingen... Da häumte sich der Schlitten wild auf, zerbarst, ich stürzte in den Schnee, die Pferde rasten weiter...“

Halb betäubt lag ich da und wartete auf die Wölfe... Da waren auf einmal Nase und Stimmen... „Gott sei Dank, Gospodin, wir hatten euch schon verloren gegeben!“

Ich rieb mir den Schnee aus den Augen und stammelte: „Wo bin ich?“

„In Bolkowka...“ Der Name klang wie Himmelsmusik. Iwan kam humpelnd herbei. Die Pferde aber standen schnaubend und mit zitternden Flanken vor dem Stall, noch mit den Resten der Deichsel am Gurtzeug. Iwan Iwanowitsch betteltete sich.

„Wir wären verloren gewesen, hätte nicht die Großmutter selbst einen Stern vom Himmel fallen lassen, um uns den rechten Weg zu weisen...“

„Den ich aus einer... Leuchtpistole abgefeuert habe, als ich euch schleichen hörte“, lachte gutmütig ein anderer Zivilgefangener. „Wir standen schon im Begriffe, die Hände zu kuppeln und die Pferde zu schirren, um euch zu suchen... Da kam ihr auch schon, bliebt mit dem Schlitten an einem verschneiten Jaun hängen und purzeltet uns entgegen...“

Miller lehnte sich zurück und schweig. „Da ist der Schneesturm gnädig abgegangen“, seufzte Frau Christa.

„Und was war mit den Wölfen?“, fragte der gründliche Dr. Klein.

„Wir fanden am nächsten Tage nach dem Sturm allein vier Stück, die Iwan Iwanowitsch abgeschossen hatte. Außerdem stellten wir fest, daß wir beinahe zwei Stunden lang zwischen Bolkowka und Kaminka im Kreisl herumgerast waren...“

Die Hatzschützen / Eine Geschichte aus Deutschlands dunkelster Zeit

Die Bestie war nun siebzehn Jahre alt. Quer über Deutschland lag sie mit aufgebäumtem Rumpf. Mit jeder Stadt, die in Schutt und Trümmer sank, ward sie ansehnlicher von Gestalt.

Im Schloß zu Toul sah Kardinal Richelieu und hatte seinen Heidenpaß daran, dem grauhaarigen Untier von Zeit zu Zeit den Rachen zu füttern. Dieser Krieg mußte die Entscheidung bringen. Schon erhielten die Kartisten des französischen Generalstabs von ihm den Auftrag, Deutschland als Provinz Frankreichs in die Karten einzuzuziehen.

Es verichwand zulebends. Schon waren die Franzosen Herren von Lothringen, Metz, Toul und Verdun. Was mit Gewalt nicht zu bekommen war, ergaunerte List, Bestechung und Intrigue. Ueberall waren Richelieus Spigel am Werk. An den Fürstenthöfen ebenso wie in den Ratsstuben der freien Städte. Nichts Heiliges galt. Mord, Sump und Korruption waren die Paten des unfehligen aller Kriege.

Wie arm und elend jene Zeit auch gewesen sein muß, wir haben fast keine Vorstellung mehr davon, dennoch fanden sich damals schon Männer, die den Ring der Abwehr gegen alles Fremdländische schlossen, die willig ihr Leben hingaben für Heimat und Ehre. Hierzu gehören auch die Hatzschützen.

Auf einer Waldwiese oberhalb der Bergkette Clauothal-Zellerfeld lagerten an einem sonnigen Herbstmorgen des Jahres 1635 eine Anzahl Männer. Ihre Wärite waren verwildert, ihre Wämjer und Röde zerklüftet. Statt des Schutzzeugs trugen sie Lumpen an den Füßen, die mit Bändern umwickelt waren. In ihren Gesichtern

spiegelte sich eiserne Entschlossenheit und ein unbeugbarer Wille.

Ein Mann im Ledertoller der Harzer Bergknappen trat vor und begann zu sprechen: „Männer von Stiege, Clauothal und Andreasberg! — Ihr wißt, was in den letzten Tagen geschehen ist, als wir ungewarnt und wehrlos von den Tillyschen Truppen überfallen wurden. Unsere Frauen und Kinder wurden von den Kroaten niedergeböhau und zermetschet, unsere Kirchen profaniert — und selbst die Gräber unserer Toten wurden geschändet. Viel Tränen des Schimpfs und der Schande sind in der Erde unserer Heimat verstickt. Könnten die Toten sprechen, es wäre kein Ohr in der Welt groß genug, um ihren Jammer anzunehmen und vor den Thron des ewigen Richters zu tragen. Blidht nach den Dörfern, ihr findet nur Trümmer und rauchgeschwärtzte Wästen. Was den Kroaten entkam, würgte die Pest. In den Wäldern, mit Wurzeln und Kräutern ein armseliges Leben fristend, haufen die Brüder und Schwestern, die dem Blutbad entgingen, den Tieren gleich, und niemand linderi ihr Elend!“

Der Sprecher lenkte die Stimme: „Auch von unserem Herzog Friedrich Ulrich, dem wir alle Zeit treue und dienbare Untertanen waren, ist keine Hilfe zu erwarten...“

Im Kreise der Männer erhob sich unwilliges Geraune. Der Dorfälteste von Andreasberg trat vor. „Sprich, Erdmann, was wir tun sollen?“

„Es ist wenig und viel zugleich: — Wer sich im Forst vertrieben will, braucht nicht weit zu gehen. Noch immer gibt es Dickichte, die den Kaiserlichen verborgen sind, noch immer riechen die Bergwässer

womit er seinen Durst stillen kann. Wessen Herz danach begehrt, für den habe ich nichts mehr zu sagen; er nehme sein Bündel und gehe in Frieden!“

Keiner der Männer rührte sich. Einige Zeit verharrete Erdmann abwartend, dann sprach er weiter: „Ich frage euch, Männer, wollt ihr hinstehen, wenn der grausame Winterfrost kommt, wenn die Wölfe in Rudeln euch anfallen? — Ihr hörtet die Botschaft, die der ausgesandte Späher überbrachte. Wieder durchziehen kaiserliche Truppen den Harzwald, um zu mordern und zu brennen, was ihrer Zerstörungswut bisher entging. Wenige beherzte Männer könnten den Nordbrennern Einhalt gebieten. Ich frage euch, ob ihr gewillt seid, mit mir zu kämpfen?“

„Wir wollen es“, kam es fast einstimmig von den Lippen der lautlos zuhörenden Männer.

„Wißt ihr auch, daß ihr damit Widerstand des Kaisers und eures eigenen Landesherren werdet?“

„Wir haben nichts mehr zu verlieren“, riefen die Männer, einzeln an Erdmann herantretend und ihm die Hand drückend. „Führe uns, damit wir die Heimat retten!“

Erdmann wies auf die vor ihm im Graze liegenden Senen und Beile. — „Das sind keine Waffen für uns, aber die Kaiserlichen haben Pistolen, sie haben Musketen!“

„Wir holen sie uns“, riefen die Männer. „So hört meinen Plan! — Die Kaiserlichen sind sorglos, sie denken nicht daran, daß sie irgendwo Widerstand finden. Wenn die Nacht hereinbrochen ist, überfallen wir das Lager und räubern es aus. Fallt sie an wie das fressende Feuer, macht reinen Tisch mit den Nordbrennern!“

Beifallsrufe von allen Seiten. Die Männer gürtelten sich. Nach einer Weile lag die Waldwiese still und verlassen. In den Schluchten rauschten die Wildwälder. Schweigend über den Tannenforsten zog ein Steinadler majestätisch seine Kreise.

Dreimal schrie der Waldkauz, als es im kaiserlichen Lager unweit Wildemann lebendig wurde. Panischer Schrecken herrschte, als die ersten Pfadfinder auf die Feldbächer fielen, die wie Zunder aufbrannten. Nirgends wurde ernstlich Widerstand geleistet. Erdmann überwältigte den Befehlshaber, einen kaiserlichen Hauptmann. Er starb ohne Gnade.

Nachdem die Beute verteilt worden war, saßen die Hatzschützen noch lange bei niederbrennenden Feuerföhren und besprachen ihren ersten Erfolg, den sie vor allem dem Mut und der Entschlossenheit ihres Führers zu danken hatten.

Dieser Ueberfall wurde der Auftakt eines heroischen, dreizehnjährigen Abwehrkampfes, den die Hatzschützen unter Michael Erdmann aufnahmen. Bald erhielten sie Zustrom von allen Seiten. Unmenschliches leisteten sie, wenn in Betracht gezogen wird, daß sechs verschiedene Heere, Franzosen und Bayern, Schweden und kaiserliche, manofelder und braunschweigische Söldnerscharen unter den berühmtesten Menschenschlächtern, wie Jolani und Marode, den Harzwald heimlichuchten.

Wie furchtbar die Verheerungen gewesen sind, geht aus einem Klagebrief des Herzogs von Braunschweig hervor, wonach im Herzogtum Braunschweig allein 300 Städte, Dörfer und Kirchen niedergeböhnt und zerstört wurden.

Nachstlos gingen die Hatzschützen gegen das Räuberheer vor, und versuchten ihr gutes Recht, den Boden ihrer Heimat mit ihrem Blut zu verteidigen.

Die Bestie flüchtete währenddem die Fäune. Ihr Hunger kannte keine Grenzen. Deutschland zerbrach in Schutt und Asche.

In der Geschichte des dreizehnjährigen Krieges aber steht die Erinnerung an die Hatzschützen als kostbares und teures Vermächtnis: — Auch in dunkelster Zeit unseres Vaterlandes fanden sich Männer, die bereit waren, für Deutschland zu kämpfen und wenn es sein mußte — auch zu sterben! B. B.

Die pommerischen Flöhe

Auf der Fahrt zu seiner Krönung nach Königsberg berührte König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1840 auch die pommerische Stadt Cammin. Die Spitzen der Behörden und Stände bereiteten ihm einen großartigen Empfang. Die Stadt prangte im Schmuck. Alles Volk hatte sich vor dem Rathaus versammelt, von dessen Fenster aus der derzeitige Landrat von Köller eine Ansprache an das Volk richtete. Neben dem Redner stand der König. Als Köller mit einem Hoch auf den König schloß, küßten nur wenig Camminer Bürger ihre Kopfbedeckungen. Der König trat darüber betreten jurid, während der Landrat in grenzenlose Mut getriet und über den Rathausplatz brüllte: „Kerls, könnt ihr nicht eure alten Flöhe abnehmen?“ Das laß, Frolsam entschloßen die Bürger ihr Haupt. Doch als der König später die Stadt verließ, begleitete die Stadtkapelle seinen Abschied mit dem Choral: „Nun danket alle Gott!“

